

doch zu Zeiten des Überflusses in Deutschland viele Universitäten gab, welche dies gewaltige Kulturgebiet ignorierten? Erstklassige Sinologen wie Hirth und Laufer mußten nach Amerika auswandern, während auf zahllosen Schulen Samniter-, Sabiner- und Messenerkriege gleichsam als Quintessenz der „Weltgeschichte“ bis zum Überdruß traktiert wurden. Der wichtige Nachlaß des großen Weltreisenden Kaempfer wurde nach England verkauft¹, und seine Hauptarbeiten konnten bis in die Gegenwart keinen Herausgeber und Verleger finden, während Erzeugnisse der „Wissenschaft des nicht Wissenswerten“² den Büchermarkt überschwemmen. Der Orient rückt uns durch den Ausbau seines Eisenbahnnetzes immer näher und wird durch die Entwicklung des Flugwesens in kurzer Zeit in noch weit engere Beziehungen zu uns treten. Es ist an der Zeit, diesen Ereignissen Rechnung zu tragen, und ich hoffe, daß auch diese Bonner Kurse nutzbringenden Samen säen werden. Als ich kürzlich das interessante Siambuch des Wiener Geographen Oberhummer las, das über Ergebnisse seiner Weltreise mit der schwimmenden amerikanischen Universität berichtet, mußte ich eines von uns ausgearbeiteten Projekts gedenken, das an den Folgen des Weltkriegs scheiterte. Damals wurde etwas Ähnliches von Angehörigen der Marine, der Handels- und Gelehrtenwelt, zunächst für Kiel und Hamburg, geplant. Das alte Schema unserer Universitäten ist namentlich durch die Neugründungen Hamburg, Köln, Frankfurt und durch die zeitgemäßen Ausgestaltungen von Bonn und Münster mit frischem Leben erfüllt. Sollten sich hier nicht Männer finden, die im Interesse weltmännischer Universalbildung die große Idee einer schwimmenden deutschen Universität verwirklichen, die uns notwendiger tut als den Völkern, deren Kultur durch Kolonialbesitz gegen Verknöcherungs- und Versimpelungsgefahr gefeit ist?

LANDESNATUR UND CHINESENTUM

VON HEINRICH SCHMITTHENNER

Für die physische Geographie ist Ostasien nichts anderes als der Ostrand der Alten Welt. Von der Tschuktschen-Halbinsel bis zu den Molukken hat es teil an allen Bauelementen, die den eurasiatischen Erdteil zusammensetzen, und an allen Klimaten, die sich von der nördlichen Subarktis bis in die Tropen der Südhalbkugel aneinanderreihen. Der landläufige Begriff Ostasien ist aber nur ein Ausschnitt dieses ungeheuren Raumes, nämlich das Gebiet der chinesischen und der von ihr abgeleiteten Tochterkulturen. Das ist ungefähr das mittlere Stück des östlichen Kontinentalrandes mit den davor gelegenen Halbinseln und Inselguirlanden. Auf dem Kontinent gehören weder Ostsibirien noch der Osten Hinterindiens, auf den Inselguirlanden weder die Philippinen noch die Kurilen und Sachalin und nur mit Vorbehalt die Insel Formosa und die japanische Nordinsel dazu.

¹ Wahrscheinlich ist auch Kaempfers reiches kringotisches Sprachmaterial verschleudert worden.

² Ich sympathisiere keineswegs mit der so betitelten Schrift von Hatvany (München 1914).

Man könnte versucht sein, jede Beziehung zwischen diesem Kulturgebiet und der von der Natur gegebenen Raumgliederung zu leugnen. Das wäre aber falsch; denn deutliche Naturgrenzen gliedern den Kulturraum von der physisch-geographischen Gesamtheit ab. Auf den Inselgürländern bildet im Norden der nordische Urwald von taigaartigem Charakter, im Süden der immergrüne üppige Tropenwald die Grenze. Auch auf dem Kontinent begrenzt der Urwald im Norden; denn im Norden der mandschurischen Steppen ziehen wilde Forste nordasiatischen Charakters in den Amurbogen hinein, um sich der Unendlichkeit des sibirischen Urwaldes zu verbinden. Im Nordwesten bis an den Nordrand des tibetanischen Hochgebietes sind die unbebaubaren Halbwüsten und Wüsten Zentralasiens, im Südwesten die hinterindisch-osttibetanischen Hochgebirge mit ihren Waldhängen und Gletschern und im Süden die Urwälder Nordhinterindiens die Grenzen des ostasiatischen Kulturraums. Wald, Wüste, Hochgebirge und wieder Wald legen ungeheure Weiten zwischen das Kulturgebiet Ostasiens und die andern dichtbewohnten Länder der Alten Welt. Nach Osten sieht die ostasiatische Kulturwelt in die unendliche Weite des Ozeans, und die gewaltige Entfernung um das Kap der guten Hoffnung hat bis zum Aufkommen der Dampfschiffahrt und dem Bau des Suezkanals es verhindert, daß die mediterrane und europäische Kulturwelt über das Meer her stärkeren Einfluß auf den Fernen Osten ausgeübt hätte.

Von großartigen geographischen Erscheinungen umgürtet, ist der Kulturraum Ostasiens weit abgerückt von den andern Kulturräumen der Alten Welt. Wie Japan und China die Kulturkammer der Ostseite der altweltlichen Erd-feste darstellen, ist Vorderindien die des Südrandes und West- und Mitteleuropa diejenige ihrer Westseite. Daneben kann man als ein viertes, werdendes Kulturgebiet von eigener Gesetzmäßigkeit im Nordraume Eurasiens die russische Welt stellen, die bei der eisverschlossenen Küste, der ihre Ströme zugekehrt sind, erst seit der modernen Entwicklung [des Binnenverkehrs] die ihr gemäße Bestimmung suchen kann.

Alle diese Kulturgebiete umlagern randlich das trockene Zentrum Asiens. An dessen Westrande ist die altorientalische Kultur zu Hause, die die Mutter der drei alten peripherischen Hochkulturen zu sein scheint. Sie ist die älteste und die einzige Form der Hochkultur im Binnenraume der Kontinentalmasse. Das Land ist hier nicht wie in Ostasien, in Indien, in Europa und in der russischen Welt über die Fläche hin der Ackerkultur erschlossen; neben den Oasen steht in der unbebaubaren Steppe und Halbwüste als Antithese der Nomadismus, die extensive Wirtschaftsform der wandernden Viehzucht. Das gibt der orientalischen Kultur eine ganz andere, eine zwiespältigere Struktur. Europa, Indien und Ostasien haben sich unter dem Einfluß der verschiedenen Räume und uralter Trennung kulturell weit auseinander entwickelt, und doch stehen sie in ihrer festen Verankerung im Boden und dessen flächenhafter Nutzung sich in vielem näher als ihrer Mutter.

China ist der Schlüssel und der Kernraum der ostasiatischen Kulturwelt. Vom 45. bis zum 20. Grad nördl. Breite liegt es in gemäßigter und subtropischer

Zone bis an den Rand der Tropen heran. Die Lage am Ostende des Kontinentes ist die Ursache des Monsunklimas mit dem Gegensatz von trockener Winterkälte unter der Herrschaft des Landwindes und einem feuchtheißen Sommer, den der Monsun vom warmen Meere her beherrscht. Unter der Wirkung des Antimonsuns reicht der Frost aus dem größten und sich am stärksten abkühlenden Kontinentalgebiet der Erde weiter gegen den Äquator als sonst irgendwo. Und umgekehrt herrscht im Sommer an den Küsten schwüle Hitze mit der Feuchtigkeit, die der Monsun aus tropischen und subtropischen Meeren mitbringt, bis hoch in den Norden. Es liegt an den durch Übergänge miteinander verbundenen klimatischen Verschiedenheiten, daß das Gewässernetz und seine Wasserführung große Unterschiede aufweist und die verschiedenartigsten Vegetationsformationen das Land im Urzustand bedecken. Im allmählichen Übergang vom tropischen zum subtropischen und gemäßigten Klima ist es auch begründet, daß sich in China die indische und die holarktisch-sibirische Fauna begegnen.

Das Klima erlaubt es, auf dem Boden Chinas die Produkte fast aller Zonen anzubauen. Aber in der Eigenart des Monsunklimas ist eine große Unsicherheit der Ernten begründet. Im Norden bildet die Dürre, im Süden das Übermaß der Feuchtigkeit oft eine Gefahr und bedroht die Lebenssicherheit des Volkes.

Eine sehr wichtige Folgeerscheinung des Klimas ist die Tatsache, daß der Chinese in seiner Heimat Kälte und Tropenhitze aushalten muß und daher eigentlich alle Klimate ertragen kann. Wenn sich auch die chinesische Auswanderung in heiße Länder mehr aus dem Süden, in winterkalte Gebiete mehr aus dem Norden rekrutiert, haben doch Umsiedlungen von Norden nach Süden und umgekehrt zwangsweise und freiwillig oft genug stattgefunden.

Ebenso wichtig für Chinesentum und chinesische Kultur wie die Grundtatsache des Klimas sind die horizontale und vertikale Gliederung und die mit ihnen zusammenhängenden Tatsachenreihen. In Europa steht die starke Gliederung des Raumes hinter der kulturellen, nationalen und staatlichen Gliederung der Westhälfte des Erdteils. Eine solche Gliederung fehlt China. China hat die Küstengestalt eines Halbkreises, dessen Zentrum etwa bei Kuitschou (Setschuan) im Yangtsetale liegt. Sonderräume schafft die horizontale Gliederung erst in Hainan, in Formosa, in den Inselguirlanden und in Korea.

Neben die horizontale tritt die vertikale Gliederung. Trotzdem China in Setschuan und Yünnan an den höchsten Gebieten der Erde mit teilhat und Gipfel von rund 7000 m Höhe haben mag, ist die Gliederung, die die Gebirge im chinesischen Raum hervorrufen, weit geringer als in Europa. Vergletscherte Hochgebirge treten erst in den Grenzräumen Chinas auf. Die Berge im Innern ragen nicht über die Schneegrenze empor, sind recht gut überschreitbar und oft wenig zusammenhängend. So schafft die vertikale Gliederung im Südwesten den Abschluß des chinesischen Raumes und in seinem Innern das Nebeneinander einzelner Kammern, die aber ineinandergehen und den Zimmern eines

Hauses, nicht aber den getrennten Häusern einer Straßenzeile entsprechen und nur provinzielle Verschiedenartigkeiten verursachen.

Wohl ist das Land der achtzehn Provinzen ein Ganzes, eine große geographische Einheit. Aber im einzelnen zerfällt es in äußerst verschiedene Landschaften von gegensätzlichstem Charakter. Die Gliederung in große Landschaftsblöcke stützt sich auf die großen orographischen Tatsachen. Richt-hofen hat darauf hingewiesen, daß, aus der Gebirgswelt Nordosttibets nach Osten herauswachsend, der breite Gebirgsast des Tsinlingschan den Norden vom Süden scheidet. Bis ins Herz der Provinz Honan hinein reicht dieser Gebirgszug in großem Zusammenhang. Weiter im Osten ist das niedrigere und durchgängigere Huai-Gebirge Fortsetzung der Trennungszone. Auch der Tsinlingschan ist kein Schneegebirge. Er ragt bis 3000 m auf. Aber er trägt an anderen Stellen breite, besiedelte Rücken und Plateaus, und die Provinz Schensi reicht von Norden her über die Höhen herüber und umfaßt noch weite Gebiete an ihrem Südfuße. Weiter im Osten sind Norden und Süden noch besser verbunden. Zwischen Tsinlingschan und Huai-Gebirge führt eine Senkenzone hindurch, und am Meer entlang zieht eine breite Küstenebene dahin.

Nördlich vom Tsinlingschan und Huai-Gebirge umlagern die verschiedenen Kammern Nordchinas das riesige Dreieck der großen Ebene, das Kernstück des nordchinesischen Großraums, zu dem hin sie sich alle öffnen.

Dem Norden gegenüber ist der Süden viel bergiger und stärker gegliedert. Die großen Stromniederungen um den mittleren und unteren Yangtse, um die Mündung des Westflusses und das Becken von Setschuan sind außenständig und können der Binnenkammer der Tiefebene nicht verglichen werden.

Gleichfalls aus orographischen Gründen kann man neben Norden und Süden auch die westliche der östlichen Hälfte Chinas gegenüberstellen. Der Osten — im Norden die Nordchinesische Tiefebene, Schantung und das Huai-Gebirge, im Süden die Yangtse-Niederung und das Südostchinesische Bergland — liegt, ganz allgemein gesehen, tiefer als der Westen, der sich darüber erhebt und im Norden die über die Ebene emporsteigenden Berge und Plateaus und den Tsinlingschan, im Süden die Berge und Becken Ost-Setschuans und West-Hupes und die Hochebenen Kuitschous umfaßt, die sich über die Yangtse-Niederung und das Südostchinesische Bergland erheben. Im Süden tritt aber noch ein drittes Glied in der Ostwestgliederung hinzu, die chinesischen Hochgebirge, die aus den Vorstufen, Tälern, Gebirgszügen und Gebirgshängen der osttibetanischen Randketten und der hinterindischen Gebirge sich aufbauen. Durch diese Gliederung erhält man fünf große, in sich allerdings wieder vielgestaltige Einheiten, die alle Einfluß auf die Entstehung des Chinesentums und der chinesischen Kultur ausgeübt haben. Aber der Gang der chinesischen Kultur wurde vor allem durch den hochliegenden Nordwesten, die große Chinesische Tiefebene und die Landschaften in Mittel- und Südchina mit dem Yangtse-Becken und der eigenartigen südchinesischen Buchtenküste beeinflußt. Die höhere Scholle im Südwesten und vor allem das chinesische Hochgebirge sind erst verhältnismäßig spät von der chinesischen Kultur erfaßt und

durchdrungen worden, und ich möchte sie daher bei den folgenden Betrachtungen zurücktreten lassen und nur in der Gesamtheit Mittel- und Südchinas berücksichtigen.

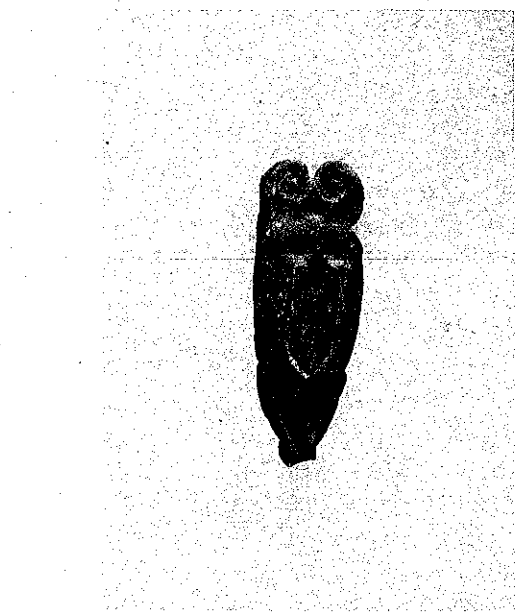
Der Nordwesten ist die Heimat des Chinesentums und der chinesischen Kultur. Seine Berge und Plateaulandschaften, die in großen Staffelbrüchen zur Chinesischen Tiefebene absinken, bestehen teils aus uralten Rumpfschollen mit darüber liegenden, mächtigen Schichtpaketen, teils wie im Gebirgsrost von Petschili und Nordschansi aus einfachen, im Spätjura aufgefalteten Sätteln und Mulden. Die karbonen und jurassischen Schichten bergen in einfacher Lagerung große Kohlenflöze, die in Schansi zusammen mit kleinen, aber leicht ausbeutbaren Eisenvorkommen austreichen und die Grundlage einer alten, heute aber der englisch-amerikanischen Konkurrenz erliegenden halbäuerlichen Eisenindustrie abgegeben haben. Längs der großen Staffelbrüche bauen sich mehr oder weniger ausgedehnte Plateaus stufenförmig übereinander auf. Dazwischen sind Senken beckenförmig eingeschaltet, die von der Grenze Schansis und Tschilis an von großen, bis 3000 m hohen Gebirgsstöcken und Gebirgsketten überragt werden. Tiefe Täler, oft eng und steilwandig, zerfurchen die Plateaus und Bergstöcke und verbinden die weiten Beckenlandschaften. So schafft, im großen gesehen, die Verteilung von hoch und tief eine große Mannigfaltigkeit.

Aber die Gegensätze werden gemildert durch den Lößmantel, der das ganze Land, Steilanstiege, Plateaus, Talschluchten und Becken überzieht. Nur die höchsten Höhen von über 2000 m sind frei von Löß¹, der nach Westen bis an die Grenze der Halbwüste, nach Süden bis an den Nordhang des Tsinlingschan und nach Norden bis in die Mandschurei zu verfolgen ist. Im Osten tritt der Löß sogar jenseits der großen Tiefebene an den unteren Hängen der Höhen von Ostschantung auf.

Nach seinem Aussehen ist der chinesische Löß von dem deutschen nicht zu unterscheiden. Die lockere, poröse, aber standfeste Masse erreicht Mächtigkeiten von 60 bis 80 Metern². Am mächtigsten ist der Löß auf Ebenen und an flachen Hängen, und er fehlt nur da, wo der felsige Untergrund zu steil emporsteigt. Seit Richthofens Forschungen wissen wir, daß der Löß ein trockener Niederschlag ist und aus dem Staub entsteht, den der Wind im Winter aus den Halbwüsten Zentralasiens herbeiträgt oder aus den trockenen Flußbetten im Lande selber aufwirbelt und den eine ursprüngliche Steppenvegetation am Boden festheftete. Man kann die Lagerung des Lößes mit einer Schneedecke vergleichen, die bei östlichen und nordöstlichen Winden niedergeschlagen wurde; denn es ist deutlich zu sehen, wie im Windschatten der Berge mächtige Lößschleppen in die Talweitungen und Beckenlandschaften vorspringen und der Löß an den Leeseiten überhaupt mächtiger ist. Schaut man von einem Berg schräg in die lößbedeckte Landschaft hinab, so hat man den Eindruck, als ob für das offene Land sanfte Übergänge charakteristisch seien und als sei

¹ Am Wutaischan reicht der Löß bis 2600 m hinauf.

² Im Ordosgebiet sollen wirklich Mächtigkeiten von mehr als 200 m vorkommen.



1



2

es ganz besonders leicht zu begehen und ein „ideales Gelände für Kavallerie“. In schön konkaver Form schwingt die Profillinie von dem Punkte an, an dem der Löß oben am Berghang beginnt, in beckenförmig gestaltete Hohlformen hinab und am entgegengesetzten Hang ebenso sanft wieder empor. Aber das ist ein falscher Eindruck. Die sanft ansteigenden und so einheitlich erscheinenden Lößhänge sind überall zerschnitten durch zahllose weitverzweigte und enge Schluchten mit senkrechten Wänden, und oft ist auch der ebene Boden lößfüllter Becken von einem Schluchtenlabyrinth zerfurcht. Zu diesen Schluchten kommen die zahlreichen Terrassen, die in wirrer Anordnung den Tälern und Schluchten folgen und so gut wie jeden Lößhang treppenförmig zerlegen, so daß, vom Flugzeug senkrecht gesehen, die Lößlandschaft oft so aussieht, als sei sie wie ein Stufenrelief aus gelber Pappe zusammengesetzt. So großartig einfach die Topographie auf den ersten Anblick erscheint, so wirr und unübersichtlich ist sie also im einzelnen. Die Lößschluchten werden von den sommerlichen Regen, vor allem von den heftigen Gewittergüssen ausgearbeitet. Sie sind vergängliche Gebilde. Wenn starke Regenmengen niedergehen oder wenn die Schlucht zu tief geworden ist, vermögen die senkrechten Wände nicht mehr zu halten. Sie gehen zusammen, indem über der Lößschlucht in der Abrißnische ein terrassenartiges Gebilde entsteht. Beim nächsten Regen aber gräbt sich die Schlucht von neuem ein, oft so, daß das sich über der zusammengestürzten Strecke stauende Wasser einen unterirdischen Höhlengang ausarbeitet. Zur Seite der zusammengestürzten Schlucht aber ist in den Abrißnischen der Ansatz zu einer neuen lokalen Lößterrasse entstanden. Zu den auf solche und ähnliche Weise gebildeten Abstürzen und Terrassen treten die künstlichen Lößterrassen, da der Bauer ein ebenes Feld braucht, das er mit einer kleinen Aufdämmung umgeben kann, die das Regenwasser festzuhalten hat. Die Natur hat ihm den Terrassenbau vorgemacht, und die Beschaffenheit des Lößes hat ihn sehr erleichtert. Wohl die allermeisten Terrassen sind künstlich oder doch von Menschen umgebildet. Es ist charakteristisch, daß der Löß an den Hängen nicht dauernd aufliegt, sondern durch Entstehen und Vergehen und Neuentstehen von Schluchten und Terrassen in einer langsamen, ruckweisen Abwärtsbewegung begriffen ist, die nur in den Becken und Talweitungen unter dem Niveau der aufschüttend ihrem Gleichgewichtsprofil zustrebenden Flüsse zur Ruhe kommt. Sie kann sogar katastrophale Beschleunigung erfahren, wenn, wie 1921 in Kansu, die Berge von Erdbeben erschüttert werden, so daß sich die Lößschluchten schließen und die Lößterrassen einstürzen und von neuem bilden. Zu den Schluchten und Terrassen kommen die Hohlwege, die sich durch den Schritt der Tiere und durch die mit Eisenzähnen besetzten Karrenräder überall bilden, besonders dort, wo Wege an Böschungen emporführen. Der Wanderer ist oft halbe Tagereisen in diesen Hohlwegen gefangenommen.

Das Lößland ist offenes Land. Allerdings ist die natürliche Grasnarbe, die ursprünglich den Lößstaub festhielt, heute verschwunden und hat überall bis über 2000 m empor dem terrassierten Acker Platz gemacht. Die Landschaft

ist auf diese Weise aufs allerweitgehendste durch die Kultur umgestellt. Nur in ganz abgelegenen Gebirgswinkeln konnte ich noch Reste anscheinend ursprünglicher Steppen beobachten, und bezeichnenderweise waren hier die Lößterrassen nicht eingeebnet, sondern neigten sich im Sinne des Hanges oft steil genug vom Fuße des einen bis zur Hochkante des nächsten Steilabbruches.

Das Ackerland liegt im Winter kahl und nackt da, dem Wind ausgesetzt. Daher kommt es, daß heute im Lößland nicht mehr Aufwehung, sondern ganz allgemein Abwehung des Lößes zu beobachten ist. Die felsigen Hänge, auf denen der Löß nicht haftet, waren vielleicht ursprünglich von Buschwerk bestanden, aber auch diese ursprüngliche Formation ist fast ganz verschwunden und dem Holzbedarf der Bewohner zum Opfer gefallen wie auch die Wälder der hohen Gebirgszüge, die noch da und dort in einzelnen Resten beobachtet werden können.

Nur die großen Flüsse führen im Lößland das ganze Jahr hindurch Wasser. Schon die kleinen und die Bäche versiegen im Winter und setzen ihr Trockenbett dem scharfen Angriff des Windes aus. Für den Bauern ist in der scharfen und sonnigen Kälte des Winters die Wasserarmut kein Nachteil; im Sommer sind die Bäche wieder da, und es ist genügend Feuchtigkeit vorhanden, um über die Fläche hin Anbau zu treiben. Aber dieser Anbau ist in seiner Abhängigkeit von den Niederschlägen nicht vollkommen sicher. Oft bleiben die Frühjahrsregen aus, und gerade sie sind im Norden für das Keimen der Saat und im Süden des Lößlandes für das Wachstum des Winterweizens sehr wichtig. Trotz ihrer Fruchtbarkeit gehören die Lößländer daher zu den oft von Hunger heimgesuchten Gebieten, und künstliche Bewässerung ist zur Sicherung der Ernten sehr erwünscht. Im Spätwinter habe ich oft beobachtet, daß die Bauern ihr Feld aus Brunnen berieselten, so daß sich eine Eisschicht über dem Acker bildete, die den Boden vor Austrocknung bewahrt und bei Abschmelzen im Frühjahr Feuchtigkeit an ihn abgibt.

Das Lößland kann man als den befeuchteten Rand Innerasiens auffassen, der zwischen den Halbwüsten des Westens und dem feuchteren Lande im Osten steht. In ähnlicher Weise wie das chinesische Lößland den Ostrand Zentralasiens bildet, sind die Länder des vorderasiatischen Orients die breiten Randlandschaften im Westen des innerasiatischen Trockengebietes. Hier sind die Elemente der höheren Kultur entstanden, die auf intensivem Anbau mit künstlicher Bewässerung und dem Städtetum beruht. Kulturanregungen aus diesem Gebiete müssen frühe quer durch Zentralasien hindurch in das chinesische Lößland gekommen sein. Hettner¹ betont, daß das Lößland gerade dort liege, wo die Wege von Westen nach Osten jenseits der Wüste mit ihren Oasenketten auf das begünstigte Steppenland des Lößgebietes auftreffen; und daß die Chinesen selber ihre Kulturwiege dort suchen, wo auch die deduktive Untersuchung der Übertragungstheorie auf Grund der geographischen Bedingungen das älteste China hinverlegen würde. Die wirtschaftlichen Grundlagen, der Pflanzenbau, die großen Haustiere und manches andere im Kulturbesitz, sind im Osten und Westen der zentralasiatischen Wüsten die gleichen.

¹ Der Gang der Kultur über die Erde, 2. Aufl. 1929.

Als die Kulturanregungen das Innere Zentralasiens durchquerten, haben sie dort vielleicht noch andere Bedingungen angetroffen, als heute herrschen. Es ist sehr wohl möglich, daß damals noch die Reste der glazialen Eismassen in Tibet und im Tienschan den Strömen Zentralasiens größere Wassermassen lieferten, und vielleicht gab es im Tarimbecken noch Überbleibsel des großen, spätglazialen Süßwassersees, den Norin kürzlich entdeckt hat. Nach den vorläufigen Mitteilungen, die darüber bekannt wurden, kann man sich allerdings über diese wichtige Frage noch keine klare Vorstellung machen. Aber mit einigem Vorbehalt dürfen wir wohl damit rechnen, daß die Beziehungen zwischen Westen und Osten mit dem allmählichen Ausklingen der eiszeitlichen Nachwirkungen lockerer wurden oder gar abbrachen; denn alles spricht dafür, daß sich die Entwicklung im Lößgebiet in größerer Selbständigkeit vollzog als etwa in dem Kulturraum des Mittelmeeres oder Nordindiens.

Die Hochkultur des alten Orients war überall auf künstliche Bewässerung gegründet. Im Lößland fanden die Kulturanregungen einen anderen Boden. Neben die künstliche Bewässerung und die Oasenkultur, die noch in Westkansu herrscht, ja noch im Weho-Tale wichtig ist, tritt der Anbau über die Fläche. Die klimatischen Verhältnisse machen die Landwirtschaft trotz der Gefahr, daß die Ernte in trockenen Jahren ausfällt, von der künstlichen Bewässerung unabhängig. In der Heimat der orientalischen Kulturen waren Anbau und Sesshaftigkeit und mit ihnen höhere Gesittung punkt- und streifenförmig auf Oasen und Oasenländer längs der Ströme beschränkt. Hier im Lößlande, dessen Steppe sich ohne weitere Urbarmachung dem Anbau darbot, konnte ein über die Fläche verteiltes, verhältnismäßig dicht wohnendes Bauernvolk frühe entstehen. Zur leichten Landnahme im offenen Lande kam noch die große Fruchtbarkeit des Bodens. Die klimatischen Verhältnisse sind nicht niederschlagsreich genug, um die Bodendecke auszulaugen, im Gegenteil, die Nährsalze werden in einer Art natürlicher Düngung oberflächlich angereichert.

Die Bevölkerung ist ungleichmäßig verteilt, drängt sich in den Becken und Tälern zusammen und ist in den Bergen dünner gesät; aber sie ist auch in den Bergen überall vorhanden, soweit der Löß reicht und man das Land terrassieren kann. Allerdings erscheint heute im Rahmen des menschenwimmelnden China das Lößland nicht besonders dicht besiedelt. Während im Süden der Nordchinesischen Tiefebene im Becken des unteren Yangtsekiang und an der Mündung des Westflusses 300 bis 400 Menschen auf dem qkm leben, leben im Lößland durchschnittlich nur etwa 40 auf derselben Fläche. Da die Bevölkerung so gut wie ganz vom Lande lebt und die Landwirtschaft vor 40 Jahrhunderten schon hochentwickelt war, dürfen wir wohl annehmen, daß damals schon die Bevölkerung im Lößlande wenigstens in glücklichen Perioden wohl ebenso dicht war wie heute. Aber die Chinesische Tiefebene, Ost-, Mittel- und Südchina waren zu diesen Zeiten noch von barbarischen Völkern niederer Kulturen bewohnt und daher nur dünn besiedelt. Das Chinesentum im Lößlande war damals an Zahl und Kraft allem ringsum überlegen als ein mächtiger, einheitlicher Volkskörper.

Der dichten Besiedlung des Lößlandes kam auch die Leichtigkeit des Wohnungsbaues entgegen. Die natürlichen Lößhöhlen in den Schluchten mochten einem Primitiven sich zur Unterkunft darbieten. Der chinesische Bauer hat es gelernt, sich künstliche Lößhöhlen in den standfesten Wänden der Terrassen anzulegen. Nicht nur arme Bauern, auch reiche Familien leben unter der Erde. Über das ganze Land sind die Lößhöhlen ausgestreut, und sie fehlen nur in den unzerschnittenen Flächen der Becken- und Talweitungen und in größeren Höhen (über 1800 m), wo der Boden zu kühl zu sein scheint. Das unterirdische Wohnen hat große Vorzüge; im Winter ist es verhältnismäßig warm, im Sommer dagegen ziemlich kühl. Die Lößhöhlen sind stets so angelegt, daß die Sonne hereinschauen kann. Wenn man sich einem solchen Höhlendorfe nähert, entdeckt man es oft erst, wenn man an der Terrassenkante steht, an deren Steilabfall die Höhlen liegen. Höchstens verrät eine dünne Rauchsäule, die einem zum Schutze über dem Rauchabzug aufgestellten großen Tontopf ohne Boden entsteigt, daß Menschen unter dem Felde ihre Wohnung haben. Man liebt diese Art des Wohnens so sehr, daß man dort, wo man keinen Löß zur Verfügung hat oder den fruchtbaren Lößboden zum Ackerlande sparen will, sich künstliche Lößwohnungen aus nebeneinander gestellten steinernen Tonnengewölben baut, die sich gewöhnlich nach hinten an den Berghang anlehnen, aber auch frei stehen können. In Nachahmung der Lößhöhlen hat also der Chinese selbständig das Tonnengewölbe erfunden und diese Bauform in einfacher, aber sehr interessanter Weise weiter entwickelt¹. In den Senken des Lößlandes, wo weder Steine noch Steilabsätze an Lößterrassen vorhanden sind, werden die Häuser aus lufttrockenem Lehm, gestampftem Löß, Holz und Backsteinen gebaut. Vielleicht ist diese Hausform aus dem orientalischen Kastenhaus entstanden, dem man der Regen- und Gewittergüsse wegen ein schweres, mit einer Traufe versehenes Satteldach aufgesetzt hat. Da man in dem trockenen winterkalten Lande den Kang, den aufgemauerten Schlaf- und Sitzplatz im Hintergrund der Wohnräume, heizt und als Rauchabzug keine richtigen Kamine kennt, sondern nur eine in der Giebelwand emporführende Ausparung in der Lehm- oder Backsteinwand, so ist nur ebenerdiges Wohnen möglich. Die Höfe spielen eine große Rolle. Hier stehen die Krippen der zahlreichen Arbeitstiere, der Pferde oder Kamele, und hier werden Gerät, Stroh und andere Wintervorräte unter freiem Himmel aufbewahrt. Daher sind die Anwesen verhältnismäßig groß und bestehen aus ummauerten und von ebenerdigen Häusern umgebenen Höfen. In den Städten sind die dem bäuerlichen Leben angepaßten Lößhöhlen und die künstlich erbauten Tonnengewölbe nicht so recht angebracht. Aber in den kleinen Städten liebt man es doch, wo es die Verteidigung erlaubt, ein Stück Lößhang mit in die ummauerte Fläche einzuziehen, um dort Lößwohnungen anlegen zu können.

Schon im grauen Altertum ist im Lößland die chinesische Stadt entstanden. Riesenhafte graue Mauern umschließen die niedrigen Städte, und selbst kleine

¹ Man stellt zwei Tonnengewölbe, die sich durchdringen, senkrecht zueinander, so daß ein schöner Mittelraum entsteht.

Plätze sind mächtig bewehrt. Die Straßen sind verhältnismäßig breit, da Karren und Saumtiere in ihnen verkehren müssen, und über die Mauern und die Dächer der Häuser recken sich die Äste der Bäume, die in den Höfen dahinter wachsen. Für die Städte des Lößlandes und Nordchinas überhaupt sind weite, unbebaute Strecken innerhalb der ummauerten Flächen bezeichnend. Ist Gefahr in Verzug, kann hier die Bevölkerung des flachen Landes mit ihrer Habe und ihrem Vieh im Schutz der Mauern Unterkunft finden. Die Städte haben somit noch immer die Bedeutung einer Fliehburg im Machtbereiche eines Beamten. Stets war das Lößland von der Steppe her durch die Raubzüge barbarischer Reiternomaden bedroht, und noch heute erkennt man so in dem Typus der nordchinesischen Stadt den Einfluß dieser gefährlichen Nachbarschaft.

Die uralten und weithin berühmten Hauptstädte der chinesischen Frühgeschichte liegen alle im Lößland. Aber man sieht es ihnen kaum noch an, welche Rolle sie gespielt haben, da die Bauweise nicht geeignet ist, sich lange zu erhalten. Honanfu, das alte Loyang, war für Jahrhunderte Hauptstadt Chinas, aber außer den großen Grabhügeln in der Umgebung, außer zahlreichen, an alter Stätte wieder dürftig errichteten Heiligtümern und den in den nahen Bergen gelegenen, berühmten Höhlenklöstern von Lungmen erinnert nichts an die einstige Größe der Stadt.

Die labyrinthische, vom Verkehr schwer zu bewältigende Kleintopographie des Lößlandes ist für die bäuerliche Besiedelung kein Hindernis, eher eine Gunst. Ein Bauerntum, das sich in diesem Gelände festgesetzt hat, ist nicht mehr daraus zu vertreiben. Auch Südrußland ist weithin mit Löß bedeckt, aber hier liegt der Löß fast unzerschnitten über den flachen Wellen einer Ebene. Dieses Gebiet ist im Laufe der Geschichte abwechselnd Weide und Bauernland gewesen und ist erst durch die russische Kolonisation der letzten Jahrhunderte fest für den Anbau gewonnen worden. Im chinesischen Lößland hingegen scheint der Nomadismus niemals Wurzel gefaßt zu haben; denn wenn das Lößland ursprünglich in den Händen von Nomaden gewesen wäre, hätte sich der Bauer niemals darin festsetzen können. Vielleicht dürfen wir den Schluß wagen, daß das Lößland schon Bauernland war und seßhaften Anbau kannte, als der Nomadismus die mongolischen Steppen erfaßte und dort zu einer in sich ruhenden, nicht (wie im Orient) in Antithese zur hochgezüchteten Vollkultur der Oasenländer stehenden Dauerkultur sich entwickelte. Später haben barbarische Reitervölker immer wieder das Lößgebiet ganz oder teilweise erobert. Ja, sie haben es durchzogen und ihre Macht darüber hinaus ausgedehnt. Aber den Bauern haben sie niemals aus dem Lande vertreiben können. Im Lößlande ist die seßhafte Bauernkultur des Urchinesentums zu Hause und fest verankert. Eine spätere Zeit hat die Große Mauer zum Schutze des Lößlandes vor den Nomaden gebaut; aber das Lößland hat sich eigentlich stets selber verteidigt und hat einer bäuerlichen Dauerform der Kultur Vorschub geleistet, die in ihren Grund- und Wesenszügen noch die gleiche zu sein scheint wie vor Jahrtausenden. In der Natur des Lößlandes liegt es begründet,

daß China noch heute seine Kulturwiege umschließt, seine Kulturwiege, die auch zugleich sein Bollwerk gegen den feindlichen Barbaren-Nomadismus des Westens ist. Ungebrochen konnten sich hier die Traditionen erhalten, und neben dem Neuen, das entstand und von außen aufgenommen ward, lebt das Alte weiter fort. In der ungebrochenen Linie liegt nicht nur der chinesische Konservatismus begründet, sondern auch die Fähigkeit, kulturelle Einflüsse aufzunehmen und zu verarbeiten. Darin, daß sein Entstehungsgebiet als integrierender Bestandteil noch heute zu Chinesentum und chinesischer Kultur gehört, liegt ein großer Gegensatz zur Welt des europäischen Westens. Denken wir in den Räumen unserer Geschichte zurück, dann haben wir einen Wechsel der Schauplätze und der Völkerpersönlichkeiten, die die Träger der historischen Entwicklung waren. Der Orient in seiner heutigen Ausdehnung hat die Kulturwiege Europas am Ostrand des Mittelmeeres in sich zurückgeschlungen, Griechenland versank für Jahrhunderte in Barbarei, und selbst Italien hat nur in der Idee des Papsttums Reste seiner alten Macht bewahrt, sie aber im Weltlichen an den Norden und den Westen weitergeben müssen. Die verschiedensten Schichten kultureller Übertragung überlagern das ursprüngliche Volkstum der einzelnen europäischen Nationen; es fehlt die ungebrochene Stetigkeit, die das Chinesentum auszeichnet in seiner einzigartigen Naturwüchsigkeit und Geradheit der Entwicklung.

Der zweite Naturraum, der für die chinesische Kultur und für den chinesischen Staat von grundlegender Bedeutung wurde, ist die Nordchinesische Tiefebene. Nach Westen in die Halbwüsten des Nomadismus konnten die Bauern nicht auswandern, wenn das Lößland ihnen zu eng wurde oder der Hunger in aufeinanderfolgenden Mißjahren sie austrieb. Der Weg, der ihnen vorgezeichnet war, führt nach Osten in die fruchtbaren Landschaften der Tiefebene hinein.

Über zehn Breitengrade dehnt sich die Ebene von Norden nach Süden, und sie reicht in langsamen Übergängen von der gemäßigten bis an die subtropische Zone heran, so daß statt des Weizens, der Hirse, der Sojabohne und der Baumwolle auf dem bewässerten Felde im Süden schon der Reisbau herrscht. Morphologisch kann man die große Ebene als den gewaltigen Doppelschuttkegel des Huangho auffassen, dessen eine Abdachung nördlich des Berglandes von Schantung zum Innern, dessen andere aber südlich davon zum Äußeren Gelben Meere führt. Bald auf der einen, bald auf der anderen Bahn fließend, hat der Huangho („Chinas Kummer seit den ältesten Zeiten“) sein Bett unzählige Male verlegt. Die letzte große Stromverlegung war 1852. Das katastrophale Ausmaß dieser Veränderung kann man sich veranschaulichen, wenn man sich vorstellt, daß der Rhein bei Mainz rechts einschwenke und nicht mehr in die Nordsee, sondern bei Danzig in die Ostsee münde. Der Strom ist so unstet, weil er sich in seinem Mittellauf durchs Lößland mit abgeschwemmtem Löß belädt, den er in der Tiefebene wieder absetzt. Dadurch kommt sein Bett allmählich höher als das Land ringsum zu liegen, und der Strom sucht bei Hochwasser seinen Lauf zu verlegen. Auch die kleinen Ströme, die aus dem

Lößland kommen, helfen mit, die Ebene durch verschwemmten Löß zu erhöhen. Abgesehen von den Dünen, die die Flüsse da und dort begleiten, besteht die ganze weite Ebene aus verschwemmtem Löß, so daß sie nach der Beschaffenheit des Bodens eine Fortsetzung des Lößlandes darstellt. Auch klimatisch-pflanzengeographisch besteht eine enge Verwandtschaft. Im Westen ist die Ebene fast noch so trocken wie das Lößland; aber sie wird nach Osten zu feuchter und trug wohl, ehe der Mensch das Land vollständig in Kultur genommen hat, von Busch- und Waldparzellen unterbrochene Steppen, die meerwärts in eine Art Parkland übergangen. Daneben waren aber auch weitgedehnte Sumpflandschaften mit Schilf- und Uferwald bedeckt. Bei aller Verwandtschaft in Klima, Boden und Pflanzendecke ist die große Ebene als ein riesenhaftes Aufschüttungsgebiet doch ein ganz anderer Naturraum von einheitlicherem Charakter als das bergige Lößland mit seiner Kammerung in Lößbecken, Talsenken und Hochflächen. Im Gegensatz zum Löß an Hängen und auf Hochflächen ist im Untergrunde der Tiefebene das Grundwasser überall durch Brunnen leicht zu erschließen, und wenn die altchinesische Flurverfassung des Brunnenfeldsystems in dem mittleren von neun Feldquadraten einen Brunnen verlangt, so ist dieses Idealschema nur in der Tiefebene einigermaßen durchzuführen. Schwieriger als die Wassererschließung und kulturell von der allergrößten Bedeutung ist aber in der Ebene die Abwehr der Überschwemmungsgefahr der sommerlich anschwellenden Flüsse, die Ansiedlungen und Ernten bedrohen. Strombauten, vor allem Deichbauten, waren die große Aufgabe, die gelöst werden mußte, ehe das Land zum einigermaßen sicheren Wohnhause wurde. Die Größe der Aufgabe am unbändigen Huangho forderte Zusammenschluß zur gemeinsamen Arbeit, der sich auch staatlich Geltung verschafft hat. Im Frühdämmer der chinesischen Geschichte steht der Kulturheros Yü, der den Strömen den Weg wies und der der erste Kaiser war. Sehr wahrscheinlich lebt in diesem Mythos die Erinnerung an die Riesenaufgabe fort, die wohl der wichtigste Hebel zur Entstehung des Einheitsstaates war, eines Einheitsstaates, der zwar wieder zerfiel, der aber aus dem Raum der Tiefebene immer wieder von neuem entstand. In den Strombauten hat das chinesische Volk Großes geleistet, und in ruhigen Zeiten, wenn Kraft und Geld vorhanden war, die Deiche in gutem Stand zu halten, hat der Strom niemals sein Bett verlegt. Restlos ist die Bändigung des Huangho wohl aber erst mit den Mitteln der modernsten Technik möglich, und vielleicht sollte sie nicht in der Tiefebene, sondern an der Quelle der Katastrophe im oberen Mittellauf versucht werden¹.

Die in Kultur genommene und von den Chinesen besiedelte Ebene mußte das ungeheure Becken für ein gewaltiges Volkstum werden, das durch Kolonisation, natürliches Wachstum und völkische und kulturelle Assimilation ursprünglich einheimischer Stämme entstand. Bei aller Größe hat die chinesische Tiefebene nicht die Maßlosigkeit des russisch-sibirischen Flachlandes und nicht dessen pflanzengeographische Verschiedenheiten. Selbst auf einer frühen Stufe der Hochkultur war es möglich, diesen Raum beherrschend zu durchdringen.

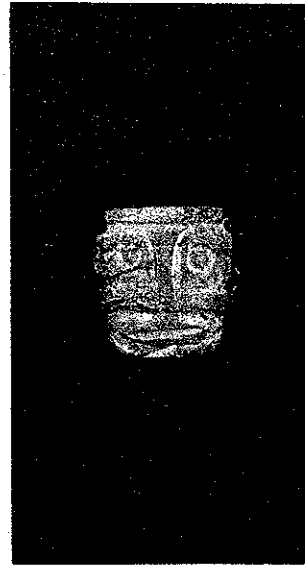
¹ G. Köhler, Der Hwangho. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft Nr. 203, 1929.

Dem Volke aber wurde die Tiefebene der Schlüssel zum ganzen mittleren Ost-
rand Asiens, dessen Berglandschaften unmittelbar und mittelbar sich zur Tief-
ebene öffnen und daher von hier beherrscht werden können. Im Osten wurde
das Bergland von Westschantung und die Berghalbinsel frühe chinesischer
Volksboden, und wenn sich auch hier in dem Endlande des Halbinselgebietes
die Liau-Barbaren noch eine Zeitlang erhielten, ist doch Schantung, dessen
Volkstum Konfuzius entsprungen ist, für die chinesische Kultur eines der
wichtigsten Gebiete geworden. Nach Norden drang das Chinesentum längs
der Bergküste des Inneren Gelben Meeres in die südliche Mandschurei hinein
vor, die eigentlich die Fortsetzung der Tiefebene ist, und darüber hinaus in das
östliche Bergland und in die Halbinsel Korea. Allerdings ist hier im Norden,
wo kein labyrinthisch gestaltetes, von chinesischen Bauern bewohntes Löß-
land ein Bollwerk gegen die Steppen der Halbwüsten der Nordostmongolei
und der Nordmandschurei bildet, die chinesische Kolonisation von Nomaden-
stürmen verschiedentlich zurückgeworfen worden. Ungleich der Halbinsel
Schantung wurden durch diese Vorstöße die Kulturansätze in Korea vom
Chinesentum abgesondert und auf sich angewiesen, so daß hier im Halbinsel-
raum eine chinesische Tochterkultur entstehen konnte. Nach Süden hin leitete
die Tiefebene das vordringende Chinesentum nach Mittelchina hinein, von wo
aus der Süden und Südwesten chinesisch geworden ist. Mit der Gewinnung der
Tiefebene und der Entstehung des Einheitsstaats in ihr ist das Chinesentum im
Osten der Alten Welt wahrhaft zum Volke der Mitte geworden, zu einem Volke,
das an Kraft und Bedeutung allen anderen Völkern überlegen war und mit
Recht auf die Barbaren herabsehen konnte. Den Völkern des Ostens und
Südens war China der Bringer höherer Kultur und Sitten, und die Annahme der
chinesischen Kultur mußte überall zur Angliederung an das große Kulturvolk
führen, das sich auf Lößland und Tiefebene stützte. Im Westen allerdings, an
der Grenze der Halbwüste, scheiden sich die Welten. In den Raum des Noma-
dismus konnte das Chinesentum nur gelegentlich vorstoßen, während umge-
kehrt der reichlich gedeckte Tisch im chinesischen Lande aus Westen und
Nordwesten die Nomaden herbeizog. Sie haben oft genug hinter dem Lößland
die mit Reiterheeren leicht zu beherrschende Ebene und manches Mal auch die
südlich davon liegenden Länder erobert und lange in der Gewalt gehabt.
Aber sie sind zu Chinesen geworden und haben dem Nordchinesentum ihr
Blut beigemischt. Nach Westen zu in die Länder des Nomadismus wurden die
Eroberer Träger und Verbreiter chinesischer Kulturgüter, wenn auch die chine-
sische Kultur im Nomadenlande niemals festen Boden fassen konnte. Für die
Ausbreitung des Chinesentums waren die Barbarenstürme insofern wichtig, als
sie oft die Veranlassung waren, daß Familien- und Volksgruppen flüchtend in
die benachbarten Länder auswanderten.

Fast automatisch wuchsen Chinesentum und chinesische Kultur, den natür-
lichen Wegen ums Huaigebirge folgend, ins Yangtsegebiet, nach Mittelchina und
von dort nach Südwestchina hinein. Mittel- und Südchina sind der dritte große
Landschaftsblock, dessen Landesnatur auf den Werdegang des chinesischen



6



4



5



3

Volkes und der chinesischen Kultur einen tiefen Einfluß ausgeübt hat. Die chinesische Kolonisation von Mittel- und Südchina geht zwar in den einzelnen Landschaften auf recht verschiedene Zeiten zurück; aber sie hatte ganz allgemein ein Volk von überragender Kraft und Einheitlichkeit im Raume Nordchinas zur Voraussetzung.

Das Land im Süden vom Tsinlingschan und Huai-Gebirge ist sowohl in Bau und Oberflächengestaltung wie auch in Klima und Pflanzendecke ein ganz anderer Naturraum als der Norden. Eine spätjurassische Faltung hat ausgedehnte Bergländer geschaffen, zwischen denen sich von rotem Sandstein erfüllte Becken ausdehnen, und der Südwesten nimmt mit an der großartigen jungen Auffaltung und Emporhebung des Himalayagebietes und Tibets teil. In dem tektonisch so stark gestörten Lande liegen die auch hier reichlich vorhandenen Steinkohlen nicht horizontal wie im Norden, sondern wirt in die Gebirgsmassen geknetet. Diese bergbauliche Ungunst aber wird wettgemacht durch reiche Lagerstätten verschiedener Erze.

Nur die Hochgebirge im Südwesten bilden riesenhafte hintereinander gelagerte und übereinander getürmte Gebirgsketten, die von tiefen Längs- und Quertälern durchfurcht und an ihren Rändern von Hochplateaus durchsetzt sind. In den dem Hochgebirge vorgelagerten Schollen Westchinas und fernerhin im niedrigeren Ost- und Südchina jedoch sind die Bergzüge nicht zusammenhängend. Sie erheben sich über weite Senken und sind von Niederungen und Talgebieten durchzogen, so daß die Berge wohl einzelne Kammern abtrennen, aber keine eigentliche Scheide bilden. Eine einheitliche, zentral gelegene Ebene wie im Norden ist nicht vorhanden. Selbst die Niederungen des unteren und mittleren Yangtsekiang sind durch Hügel, Bergzüge, Ströme und Seen in einzelne ineinandergehende Räume geschieden. Der Löß, der die Berge des Lößlandes so einheitlich und bis in große Höhen bewohnbar macht, fehlt (mit einer lokalen Ausnahme der Umgebung von Nanking) so gut wie ganz. Dafür ist eine andere im Klima bedingte Bodenbildung wichtig, der Laterit, dessen unfruchtbare Oberfläche an Hügeln und Bergzügen weite Platten bildet, in dessen Untergrund aber auf den entsprechenden Gesteinen das „Kaolin“ entstanden ist, das besonders in den Bergen südlich des unteren Yangtsekiang eine große Rolle spielt. Diese Erdart ist die natürliche Grundlage der Porzellanbereitung geworden, die in unserer landläufigen Vorstellung so sehr zum Begriffe der chinesischen Kultur gehört.

Das Klima ist nicht mehr so winterkalt und trocken wie im Norden. Der südliche Monsun bringt aus dem Raume tropischer Meere große Regenmassen, der kalte Winter ist nicht ohne Niederschläge, und man kann am Südfuße des Huai-Gebirges oder bei Itschang dicken Schnee auf den Wedeln von Fächerpalmen und dem dunklen Laube der Orangen liegen sehen. Infolgedessen haben die Flüsse und Ströme eine andere Wasserführung als im Norden. Mittel- und Südchina ist ein Land wasserreicher Flüsse und großer Ströme, deren Gewässer mit aus den westlichen Hochgebirgen gespeist werden. Die Flüsse versiegen im Winter nicht, im Sommer aber schwellen sie durch die großen Niederschläge gleichzeitig mit den großen Strömen an, in deren Bett dann im Spätsommer

noch die aus den Hochgebirgen durch Regen, Schnee und Gletscherschmelze entstehende Hochwasserwelle herabrauscht. In den Niederungen bilden sich daher längs der Ströme und Flußläufe Rückstau, Gebiete amphibischen und halbamphibischen Charakters, die im Winter trockenfallen, aber auch dauernde Seen enthalten. Poyang- und Tungting-See gehören zu diesen auf und ab schwankenden Gewässern. Trotz der zahlreichen Stromschnellen hat das Flußnetz doch im ganzen betrachtet ein verhältnismäßig ausgeglichenes Gefälle, und erst im Westen — mit Ausnahme des Beckens von Setschuan — sind die Flüsse zu reißend, um Boote und Schiffe zu tragen. Auf dem Yangtsekiang können sogar Hochseedampfer bis tief ins Herz von China vordringen.

Dem feuchten Klima entspricht im Naturzustand der Urwald; nur die amphibischen Sumpflandschaften mögen von Natur offenes Land gewesen sein. Heute aber ist der Wald nur noch im Hochgebirge des Westens und in den Plateaus von Kuitschou in größerer Ausdehnung vorhanden. Sonst ist er in die innersten Bergwinkel zurückgedrängt. Trotzdem sind die Berge nicht kahl und gelb wie im Norden, sondern mit Buschwerk von Rhododendron, Azaleen und anderem Gebüsch oder von hellgrün wogenden Bambushainen bedeckt.

Der Urwald war dem Chinesen das größte Hindernis beim Eindringen in dieses Land; und noch heute, da der Wald schon seit Jahrhunderten knapp geworden ist, geht der Chinese, der in dem Heimatgebiet seiner Kultur den Wald nicht kennt, trotz aller Gesetze und Verordnungen wie in vererbtem Instinkt schonungslos gegen die Waldreste vor. In die waldigen Berge konnten die Chinesen zunächst nicht eindringen. Hier lebte eine primitive Bevölkerung, die in wandernder Brandwirtschaft mit dem Grabstock trockenen Reis anbaute. Die Leitlinien, denen entlang das Chinesentum nach Süden vordrang, waren die Niederungen und Talgründe, die von einer anderen Bevölkerung bewohnt waren. In den von Natur offenen amphibischen Niederungen längs der Ströme hatte sie wohl schon vor dem Eindringen der Chinesen die Ansätze zu einer seßhaften, höheren Barbarenkultur. Die Niederungsgebiete mit ihrer sommerlichen Überflutung waren geradezu für den Anbau von Wasserreis geschaffen, und wir müssen uns vorstellen, daß seine Kultur, wenn auch nicht hier, so doch unter ähnlichen klimatischen und hydrologischen Gegebenheiten entstanden ist. Neben dem Reisbau spielte hier die Stromschiffahrt eine große Rolle, die Nordchina so gut wie fremd ist. Aber die Ansätze eigener Kultur waren durch Ströme, Seeflächen und waldige Berge voneinander getrennt. Sie konnten selbst in der weiten Umgebung des mittleren und unteren Yangtsekiang dem übermächtig andringenden Chinesentum nicht standhalten. Die Bevölkerung wurde unterworfen, die kulturfähigen Bewohner der Niederungen assimiliert und die primitiveren Stämme in den Wäldern ausgerottet oder in die Gebirge zurückgedrängt und vom Chinesentum in Reservaten abgekapselt. Die verschiedenen Barbaren in Westhunan, Kuitschou, Setschuan, Kuangtung, Kuangsi und Yünnan haben in ihren Bergen sich in jahrhundertlangem Kampf der Chinesierung entzogen, aber sich vielfach in wirtschaftlicher Symbiose den Eindringlingen gefügt. Der starke Einschlag des Blutes der alteinheimischen

Bevölkerung rückt den kleinwüchsigen, beweglichen Südchinesen körperlich und geistig vom Nordchinesen ab, der groß und ruhig ist, aber, wie wir gesehen haben, ebensowenig den reinrassigen Nachkommen der Urchinesen darstellt.

Der Druck, den die Ausdehnung des Chinesentums auf die wenig seßhaften Bergvölker ausübte, pflanzte sich allem Anscheine nach bis nach Hinterindien fort und war die Ursache der großen jungen Völkerbewegungen, die noch heute nicht ganz zum Stillstand gekommen sind. In dem neuen vom Chinesentum gewonnenen Raume kam es zu einer Synthese der in Nordchina entstandenen Kultur mit ursprünglich einheimischen Elementen. Hier wurde wohl erst der Reisbau aufgenommen, der dann auch auf den Süden der Nordchinesischen Tiefebene übergriff und mit die Grundlage der ungeheuren Volksverdichtung wurde. Die künstliche Bewässerung des Reisfeldes hat nichts mit der Berieselungskultur der Oasenländer zu tun, ruht sie doch auf ganz anderer Grundlage, da sie nicht trockenes Land begießen, sondern feuchtes Land künstlich in Sumpf verwandeln soll. Das zweite Element, das aus diesem Raume stammt, ist die Stromschiffahrt, die dem ganzen Verkehrswesen von Mittel- und Südchina einen anderen Charakter gibt als im Norden. An Stelle von Wagen und Pferd tritt das Boot, an die des Saumtiers, das im Norden eine so große Rolle spielt, der Träger. Bis in die äußersten Stromverzweigungen steigt der Bootsverkehr empor in mannigfachster Anpassung an die Eigenart der Gewässer. Wird der Fluß zu seicht, so verläßt man auf Bambusflöße, die man noch immer ein Stück weiter emporbringt, und schließlich geht dann die Last auf den Schultern der Träger über die Wasserscheide hinüber in das nächste Stromgebiet hinein. In den amphibischen Strecken am Unterlauf der Ströme stellt der sommerliche Rückstau oft ganz von selber Verbindungen her, die vom einen zum anderen Strom hinüberführen, und es war für den Menschen kein allzu großer Schritt, sich künstlich solche Verbindungen für die Zwecke seines Verkehrs zu schaffen. Hier ist der Kanalbau zu Hause, und der Kaiserkanal bedeutet eine großartige Verlängerung des leistungsfähigen südchinesischen Verkehrswesens durch die ganze Längserstreckung der Chinesischen Tiefebene hindurch und zugleich eine innigere Verknüpfung von Norden und Süden. Auch die Fischnahrung, die in der chinesischen Küche so wichtig ist, ist hier ein naturgegebenes wirtschaftliches Moment. Die hochstehende chinesische Wasserwirtschaft, die Fischzucht, die Kultur der Wasserkastanie, des Lotos und anderer Sumpfgemüse ist hier zu Hause.

Das warme und feuchte Land, das die Chinesen kolonisierten, ist landwirtschaftlich viel reicher als der Norden, den es mit tropischen und subtropischen Produkten versorgt. Die Zucht des Seidenspinners und der Anbau des Maulbeerbaums ist jenseits vom Tsinlingschan und Huai-Gebirge seit alter Zeit viel wichtiger als in der alten Heimat der Chinesen. In späteren Jahrhunderten wurde im Süden auch der Anbau des Teestrauches aufgenommen, so daß der Süden die wichtigsten Luxus- und Ausfuhrartikel lieferte, eine Tatsache, die in den letzten beiden Jahrhunderten den Süden weit enger mit dem entstehenden Weltmarkt verflocht als den Norden des Reiches.

Die Besiedlung ist anders als im Norden. Sie ist in Mittel- und Südchina durchaus an das bewässerte Reisland gebunden und meidet daher im Gegensatz zum Lößland Berghänge und unbewässerbare Plateauflächen. So kommt es, daß im wärmeren Süden die Bevölkerung lange nicht so hoch in die Berge emporsteigt und nicht so gut in ihnen verteilt ist wie im Norden. Auch die Häuser haben unter dem Einfluß des Klimas einen ganz anderen Charakter. Der Winter ist zu feucht, als daß man auf dem geheizten Kang schlafen könnte. Die Luft ist nicht trocken genug, um die Ausdünstung des Schläfers aufzunehmen. Die Feuchtigkeit würde sich inwendig an den Hüllen niederschlagen. Man heizt daher mit Kohlenbecken, und so ist es möglich, auch in Obergeschossen zu wohnen. In dem regenreichen Lande sind die Dächer besonders wichtig. Sie laden weit aus und schützen Scheune, Ställe und Schuppen. Die Höfe spielen eine geringere Rolle, da man nichts unter freiem Himmel aufbewahren kann und keine Pferde und Maultiere verwendet wie im Norden. Sie schrumpfen zu einer kleinen, an das römische Impluvium erinnernden Fläche im Inneren eines Gebäudekomplexes zusammen. So wird das mittel- und südchinesische Anwesen höher, aber in der Fläche viel kleiner als im Norden. Daher ist auch die Ausdehnung der Städte von gleicher Einwohnerzahl geringer als in Nordchina, um so mehr da die Straßenbreite nicht dem Fuhr-, sondern gewöhnlich nur dem Trägerverkehr zu genügen hat. Auch die unbebauten Flichplätze im Innern der Mauer treten in den Städten Mittel- und Südchinas zurück, da hier die Gefahr nomadischer Einfälle verhältnismäßig gering war. Aus demselben Grunde sind auch bei den mittleren und kleineren Städten die Stadtmauern nicht so wichtig wie im Norden und oft nur ein Symbol für die Würde der Stadt. Die südchinesischen Städte sehen daher anders aus, und oft glaubt man größeren Wohlstand und größere Behäbigkeit feststellen zu können. Im Norden ist der Typus der chinesischen Stadt entstanden, und er ist, wie man historisch aus den Nachrichten über den Bau von Stadtmauern zeigen kann, allmählich mit der Kolonisation nach Südchina übertragen worden; aber hier im Süden hat sich die Stadt in manchem in Anpassung an die natürlichen Verhältnisse umgewandelt, so daß sie einen fortgeschrittenen Typus darstellt. Dazu kommt als zweites, daß, da der Norden zunächst die Barbarenanstürme auszuhalten hatte, hier die Städte öfter zerstört und neu aufgebaut wurden als im Süden.

Neben den Strömen war der Seeweg entlang der Küste in weit geringerem Maße Leitlinie für die Ausbreitung des Chinesentums. Die Nordchinesische Tiefebene hat eine ausdruckslose Flachlandküste, die es erschwert, auf das Meer hinauszugehen. Die Bergküste Schantung, an der sich die Taifune brechen, ist aus klimatischen Gründen dem Seeverkehr nicht hold. So ist das alte Nordchina durchaus binnenländisch geblieben und hatte nur geringe Beziehungen zum Meer. Erst an der südostchinesischen Buchtenküste wuchs das Chinesentum in Räume hinein, die wie keine anderen vom Meere erschlossen und ihm zugewandt sind und in denen uralte Seeschiffahrt zu Hause ist. Aber gerade die natürliche Beschaffenheit dieser Küste mit ihren zahlreichen

Schlupfwinkeln auf Inseln und in tiefen Buchten gab der einheimischen Bevölkerung einen Vorteil in die Hand und war wohl geographisch die Ursache, daß hier die Einflüsse aus Norden am wenigsten durchgedrungen sind und sich eigene Sprachen erhalten und entwickelt haben. Wie das Räubertum der Wüstennomaden ist die Piraterie in diesen Räumen eine naturgegebene Wirtschaftsform, die noch heute fröhlich blüht und die der chinesischen Zentralregierung stets Schwierigkeiten bereitet hat. Hohe, verhältnismäßig zusammenhängende Bergzüge trennen die Buchtenküste und die ihr zueilenden Stromsysteme von dem Becken des Yangtse und dem Westflusse und helfen mit, die Sonderstellung der Provinzen Tschekiang und Fukiën zu erhöhen. Die küstennahe Insel Hainan und die große, Fukiën vorgelagerte Insel Formosa sind erst spät und nur in ihrem westlichen Flachlandgebiet von der Chinesierung ergriffen worden. Sie zeigen deutlich, daß die Aufschmelzung der Vorbevölkerung im Chinesentum von innen nach außen ging und den Raum nicht überall bis zu seiner Ostgrenze erfaßt hat.

Die Durchdringung Südchinas hat das Chinesentum zum größten Volke der Erde gemacht, das heute den vierten Teil der Menschheit bildet. Der Gedanke der kulturellen Überlegenheit der ganzen Welt gegenüber und der Glaube, daß die chinesische Kultur die Kultur der Menschheit sei, mußte naturnotwendig aus diesem großartigen Ausbreitungsvorgang entspringen, wie sich der europäische Kulturstolz durch die Ausbreitung der europäischen Macht seit dem Zeitalter der Entdeckungen entwickelt hat. Bei dem Hineinwachsen in die verschiedenartigen, mit der alten Heimat durch Übergänge verbundenen Landschaften mußte das Chinesentum und die chinesische Kultur sich stets von neuem anpassen und einfügen, und in diesem Zusammenhang mag es vielleicht verständlich sein, daß die chinesische Kultur nicht wie die unsere die Natur bekämpfen und unterjochend beherrschen will, sondern daß das Chinesentum stets die harmonische Einfügung, also den Gedanken der Anpassung betont. Demgegenüber ist es kein Widerspruch, daß der Chinese die ursprüngliche Natur noch weit schlimmer vergewaltigt und umgestaltet als der Europäer, der den Wald und die ihm nützliche wilde Tierwelt in seinem Interesse zu schonen und zu pflegen gelernt hat.

Im Süden ist das chinesische Volk zum Kolonialvolk Ostasiens geworden. Noch heute geht die Ausbreitung spontan und unaufhaltsam weiter nach Süden, nach Osthinterindien, nach Malakka¹ und nach der Insulinde hinein. Der koloniale Süden, vor allem die Küstenprovinzen, sind Träger dieser überseeischen Auswanderung. Der Norden aber, dem der Süden schon vor Jahrhunderten nur noch im Westen Kolonialland sein konnte, gießt seine Menschenüberschüsse in die Mandschurei und in den kulturfähigen Ostrand der mongolischen Halbwüste.

Die mannigfachsten Ursachen standen hinter der gewaltigen Ausbreitung des Chinesentums. Oft waren es die Barbareneinfälle, Überschwemmungen, Seuchen, Hungersnöte und innere Kriege. Aber daneben stand wohl schon

¹ Malakka hat heute schon etwa 52% chinesischer Einwohner.

früh und von dann an stets eine gewisse Überbevölkerung in den kulturell am höchsten entwickelten Gebieten. Diese Landschaften mußten alle Krisen am frühesten und am stärksten spüren. So haben die Katastrophen der Natur und der Geschichte, verbunden mit Übervölkerung, chinesische Menschen vielfach gerade aus den höchstkultivierten Gebieten hinausgetrieben und zur Verbreitung des Chinesentums und der chinesischen Kultur beigetragen. Auch auf die Wirtschaft und den Charakter des Volkes hat die stete Entstehung räumlich beschränkter Übervölkerung einen großen Einfluß gehabt. Die Materialfreude des Chinesen, die Geringachtung der Zeit und die Tatsache, daß der Mensch weitgehend das Arbeitstier ersetzt, daß der Chinese trotz seiner technischen Begabung die Arbeitsmaschine nicht erfand oder doch nur sehr wenig ausnützte, ist in der zeitlich und örtlich immer wieder hervortretenden Übervölkerung begründet. Heute, da das Chinesentum auf 450 Millionen angeschwollen ist, ist der Bevölkerungsdruck stärker und allgemeiner als je. Und trotzdem ist China nur virtuell und nicht potentiell übervölkert, und noch immer ist es dem Chinesen bequemer auszuwandern, als seine althergebrachte Wirtschaftsweise umzustellen, etwa im Süden auch unbewässertes Land zu bebauen oder zum Milch- und Rindfleischgenuß überzugehen. Eine Umstellung der Wirtschafts- und Lebensgewohnheiten würde allem Anschein nach noch sehr vielen Millionen im Innern Chinas Platz gewähren. Die Möglichkeit, dem Bevölkerungsdruck durch Auswanderung einigermaßen zu begegnen, ist Stärke und Schwäche gewesen. Chinas Ausdehnung ist darin begründet, aber die großen Erfindungen, die im Schoße des Chinesentums gemacht wurden, der Kompaß, das Schießpulver, der Buchdruck, kamen ihm nicht zugute, sondern wurden mit die Grundlage zur Entwicklung der modernen europäischen Zivilisation.

Für den chinesischen Staat hat das weite Gebiet Südchinas die wechselvollste Bedeutung gehabt. Durch die Hochgebirge und Bergwälder im Westen geschützt, ist der Süden hinter der Verteidigungslinie der großen Ströme oft das Rückzugsgebiet des chinesischen Staates gewesen, wenn die Barbaren im Norden einbrachen und dort ihre Reiche gründeten. Hier konnte sich der Widerstand versteifen und an die Rückgewinnung des Nordens denken. Von Mittelchina ging die nationale Welle aus, die die Mongolenherrschaft stürzte, und Südchina leistete den Mandschu den stärksten Widerstand.

Jahrhundertlang sah China nach Osten über die Randmeere gleichsam ins Leere hinaus. Wohl herrschte an den Küsten lebhafter Verkehr von Ufer zu Ufer, und Seeräuber verschiedenen Volkstums konnten eine gewisse Macht ausüben, die lästig genug war, aber niemals für China eine ernsthafte Gefahr in sich barg. Das änderte sich aber mit dem Auftreten der europäischen Kolonialmächte, die nach der Entstehung des modernen Verkehrs nicht mehr mit den Seeräubern auf eine Stufe gestellt werden konnten. Der Ozean wurde die Basis einer neuen Machtentfaltung wirtschaftlicher und politischer Art, und die Küste, der der chinesische Staat bisher nicht allzuviel Beachtung zu schenken brauchte, wurde das Kampfgebiet mit bisher unbekanntem, technisch,

wirtschaftlich und militärisch weit überlegenen Mächten. China mußte sein Gesicht dem Meere zuwenden. Dies hat Südchina im letzten Jahrhundert eine ganz besondere politisch-geographische Bedeutung gegeben. Die Verkehrserschlossenheit durch die Ströme, die Möglichkeit des Dampferverkehrs bis tief ins Innere hinein, die Mannigfaltigkeit der für den Außenhandel wichtigen Produkte des warmen Landes haben die Einflüsse der westlichen Kulturwelt in Südchina viel nachhaltiger eindringen lassen als im Norden. So ist es letzten Endes in der Landesnatur begründet, daß in der Umformung der chinesischen Kulturwelt, die sich heute in chaotischer Weise vollzieht, Südchinesen die Führung haben und auch die neuen, aus einer kulturellen Synthese entspringenden Ideen, die in dem sozialen Nationalismus Sun Yat-Sens ihren Ausdruck gefunden haben, in politischer Gestaltungskraft von Süden nach Norden marschieren.

DIE ALTE KUNST SIBIRIENS UND IHRE BEZIEHUNGEN ZU CHINA

VON ALFRED SALMONY

Vom Chinesischen bis zum Schwarzen Meer erstreckt sich ein geschlossener Kulturraum mit in etwa einheitlichem Klima und einheitlicher Pflanzendecke, die Gras- und Waldsteppe Sibiriens und Südrußlands. Dieser gewaltige Gürtel ist das Lebensgebiet nomadisierender Völker. Eine Gliederung bewirken dort in der Hauptsache von Süden nach Norden gehende Wasserläufe, also Irtisch und Ob, Jenissei und Angara, schließlich Selenga und Baikal-See. Daß dieses Gebiet überhaupt Kunstwerke hervorgebracht und sogar selbständige Formen geschaffen hat, erkannte vor allem J. Strzygowski („Asiens Bildende Kunst“, Augsburg 1930). Da es nun in Nordasien Denkmäler der Schrift erst aus später Zeit gibt, war die Datierung der Bodenfunde bisher schwankend. Ohne ihre Festlegung blieb aber auch die Frage einer Beeinflussung Chinas durch seine nördlichen Nachbarn im Unklaren. Vor allem fehlt eine Übersicht über die Kunsttatsachen Sibiriens. Von diesen erfährt man in der für Westeuropa zugänglichen Literatur wenig. Erst ihre systematische Zusammenstellung — hier zunächst auf die ältesten Denkmäler beschränkt — ergibt die Möglichkeit, Beziehungen zum asiatischen Osten und gegebenenfalls auch Verschiedenheiten aufzuweisen.

Daß sich die Aurignacien-Epoche, also die früheste und zuerst Kunst schaffende der zweiten Hälfte des Paläolithikums, in Sibirien reichlich belegen läßt, gehört zu den größten archäologischen Überraschungen der letzten Jahre; 1928 entdeckte M. Gerassimov die Station von Malta, etwa 100 km westlich Irkutsk. Er grub im Sommer 1929 die unvergleichliche Reihe von Skulpturen aus, über die bisher in Westeuropa nur unzureichende Nachrichten vorliegen, während der russische Bericht überhaupt noch aussteht. Das Jahr 1930 brachte die abschließende Feststellung, daß die Station erschöpft sei. Das Aurignacien wurde bisher am sinnfälligsten durch den steatopygen Frauentypus